

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 128.

Samstag, 5. Juni

1926.

(2. Fortsetzung.)

Edelsteine.

Kriminalroman von Hans Svan.

(Nachdruck verboten.)

Die Haken zusammennehmend, mit einer abermaligen leichten Beugung des breitbrüstigen Oberkörpers, sagte der Amtsvorsteher und seine Stimme hob sich und schrakte ein bisschen:

"Das dürfte für die jetzige Situation keine Gültigkeit haben, Gnädigste! Wie die Dinge hier liegen, entscheidet allein die Behörde, ob etwas gesagt werden muß oder nicht . . . und in diesem Fall . . . ich bedaure außerordentlich . . . aber ich kann da keinerlei Rücksichten walten lassen . . ."

Dem jungen Mädchen schien, als hätte sich alles einfacher und kürzer sagen lassen. Thella erwiderte:

"Wenn Sie es verlangen, Herr Amtsvorsteher, natürlich! — Meine Tante glaubte — vor einem Monat etwa — es fehlten ihr zehntausend Mark aus dem Schrank."

"Zehntausend Mark? . . . und das hat Ihre Frau Tante, die gnädige Frau mein ich, das hat sie nicht der Behörde angezeigt?"

Thella lächelte. Diese Ehrfurcht vor dem Gelde beflüstigte sie.

"Nein, Tante wollte niemand verdächtigen . . . Sie hat sich, glaube ich, schließlich, um ganz frei zu werden von dem Verdacht, der sie natürlich in ihrer unendlich noblen Geistigkeit sehr quälen mußte, sie hat sich schließlich eingeredet, es wäre nur ein Irrtum ihrerseits. Die zehntausend Mark wären gar nicht mehr im Schrank gewesen."

"Führte denn Ihre Frau Tante keine Bücher? Wenn ich fragen darf?"

"Doch wohl . . . aber die Eingänge und Ausgänge an Geld und Geldeswert sind in diesem Hause sehr bedeutend . . . allein die Edelsteinsammlung . . ."

"Ah! . . . die Edelsteinsammlung . . . was ist mit der?"

"Ja, die bekannte de Ruytersche Sammlung, die von meinem Onkel begonnen wurde, die er, wenn ich so sagen darf, zu einer Art von Berühmtheit in der ganzen Welt gemacht hat. Die hat Tante Amaranth weitergeführt, das heißt, sie hat weitergesammelt wie ihr seliger Gatte."

"Das muß doch aber ein Vermögen kosten!"

"Wenn ja ungeheure Vermögen vorhanden sind? Zedenfalls war Tante ebenso passioniert für ihre Steine wie mein seliger Onkel."

"Und wo befindet sich diese Sammlung? . . . Etwa hier in diesem Schrank?"

Herr von Doze hatte sich wieder dem dunkelglänzenden Stahlkasten zugewendet, sah starr, wie hypnotisiert auf den Safe, der solche Riesensummen in kleinen, glitzernden Steinchen bergen sollte.

Dann, als käme ihm das selbst zum Bewußtsein, meinte der Amtsvorsteher nervös, unvermittelt:

"Aber die Schlüssel, mein gnädiges Fräulein, wo sind die Geldschranksschlüssel?"

"Die Schlüssel? Es sind zwei. Die bewahrte Tante für gewöhnlich in einer kleinen silbernen Kassette auf, die in ihrem Schlafzimmer auf dem Toilettentisch steht."

"Und haben Sie schon nachgesehen, gnädiges Fräulein, ob sie darin sind?"

"Nein", sagte Thella, und der Unmut klung deutlich aus ihrer Stimme. "Ich hatte wirklich bisher Wichtigeres zu tun, als an solche Dinge zu denken!"

"Ja, ja . . . ganz recht . . ." Herr von Doze zog den fahlblonden Schnurrbart eifrig durch die Finger seiner mit einem großen Wapperring geschmückten Hand.

"Ich meine nur, es ist doch von einer ungeheuren Wichtigkeit! . . . Übrigens . . . irgendeinen Verdacht . . . das heißt . . . natürlich . . . eine Andeutung, eine Ahnung, wer der Täter sein könnte . . . das haben Sie natürlich auch nicht, gnädiges Fräulein?"

Es war nur der Bruchteil eines Augenblicks, in dem Thella zögerte, die Frage des Amtsvorstehers zu verneinen. Der aber war in seinem, wie er sagte, eminenten Spürtalent zu sehr besangen, als daß er auf anderes viel hätte achten sollen. Recht ungeduldig sagte er:

"Wir werden demnach das Ende der Operation abwarten müssen . . ."

Der Amtsvorsteher trat ans Fenster. Thella ordnete etwas in der Glasvitrine an den bunten Porzellanen — eine schier peinliche Stille.

Dann sagte Herr von Doze unvermittelt:

"Gnädiges Fräulein, wo ist eigentlich Herr de Ruyter?"

"Mein Vetter? . . . Der ist, wie ich eben vom Personal hörte, gestern abend um zehn Uhr nach Berlin gefahren."

"Was er wohl öfter tut, nicht wahr?"

Thella nickte.

"Nun ja, ein junger Mann in so guten Verhältnissen." Mit einem versteckenden Lächeln fügte er hinzu: "Ihre Frau Tante hatte den jungen Mann immer gewiß mit reichlichen Mitteln versehen . . . Hier im Club, wo ja, wenn wir auch von der Polizei davon nichts ahnen sollen, wo ja doch immer ein bisschen gejetzt wird, da ging sogar mal die Nachricht, er sei recht erheblich angegeschossen — pardon, gnädiges Fräulein — es hieß damals, Ihr Herr Vetter sei recht gehörig gerupft worden. Na ja, wir haben dann die beiden Habichte verjagt. Übrigens ich meine . . . 'n paar alte gewerbsmäßige Spieler, die Herrn de Ruyter damals in der Mache hielten. Sie wohnten im Hotel 'Waldfrieden' und traten wie die Fürsten auf . . . Die haben wir auf den Schub gebracht, und dann war wieder Frieden im Lande. . . Bloß Ihr Herr Vetter . . . ich meine . . . der hat damals arg bluten müssen . . . ja, wie so junge Leute sind! . . ."

Herr von Doze sah fastträumerisch hinaus in den blauen Sonnenglast. Er dachte der eigenen, flott verlebten Tage, deren Ende allerdings grau in grau gewesen war und ihn ein Elend hatte kennengelernt, an das er heute, wo ein auskömmlicher Posten, eine gesund fundierte Ehe ihn behaglich leben ließen, nur mit Schaudern dachte.

Thellas Gedanken waren ganz mit dem Vetter beschäftigt. Die Erwähnung jener Spielverluste Wolf

Starts brachten ihr häßliche Szenen ins Gedächtnis. Damals war das unerträgliche Verhältnis, in dem die Tante und daher auch sie selbst zu Wolf Stark standen, nahezu unerträglich geworden. Tante Amaranth, deren vornehme Güte nicht zu erschöpfen schien, war eines Tages von ihrem Neffen vor Forderungen gestellt worden, die selbst ihr bedenklich erscheinen mußten. Sie weigerte sich zum ersten Male, die Summen anzusehen, die Wolf Stark vergeudet hatte, und die Folge davon war eine Auseinandersetzung zwischen ihm und der Tante, die — wenn sie wollte, von einer außerordentlichen Energie — ihren Verwandten bei einem Haar aus dem Hause gewiesen hätte... Nur Thelias Bitten verhinderte das Äußerste, und des jungen Mädchens Herz war so wenig bei dem Eintreten für Wolf Stark gewesen.

Als Thelias sechzehn Jahre alt war und Wolf zweundzwanzig zählte, hatte Tante Amaranths damalige Tochter, ein altjüngferliches Mädchen, plötzlich unter unerträglichen Auseinandersetzungen das Haus verlassen. Thelia war schon damals ein so ernster Mensch, daß die Tante ihr die Ursache nicht verbarg. Das hatte den ersten Anlaß zur Entfremdung zwischen den beiden Damen und Wolf Stark gegeben.

Dann — die Zeit hatte den Groll und die Verstimmung wieder ein bisschen eingebnet — sang Wolf Stark an, sich auffallend für seine schöne Cousine zu interessieren. Und so deutlich ihm Thelia die Hoffnungslosigkeit seiner Bemühungen zeigte, die Leidenschaft, die in Wolf Starks Herz brannte, brach immer unverhüllter hervor. Thelia vermied jedes Alleinsein mit ihm. Er aber verstand es immer wieder, solche Momente herbeizuführen. Dann warf er sich vor ihr auf die Knie, redete sinnloses Zeug und ängstigte sie mit seinen Drohungen, daß er das Leben ohne ihre Liebe nicht länger ertragen könne, daß er ein Ende machen würde, wenn sie ihm nicht wenigstens einen Kuß gäbe, und daß, was ihm nicht vergönnt wäre, auch niemals ein anderer sein eigen nennen sollte.

Thelias schönes Gleichmaß ging ganz verloren. Sie wurde nervös und verlor am Ende auch die Sicherheit ihres Entschlusses. Als Kind schon von einem starken Pflichtgefühl, wurde ihre Seele vor den Bitten dieses leidenschaftlich drängenden Menschen allmählich schwankend. War es ihr vielleicht bestimmt, diesen wild und verzweifelt Bettenden, den eine ewige Unraut bei keiner Beschäftigung hatte bleiben lassen, der mit zweundzwanzig Jahren die ganze Welt durchfahren hatte und sein abenteuerliches Leben nun auch hier in Reichtum- und Bequemlichkeit nicht zur Ruhe brachte — war es vielleicht Thelias Bestimmung, diesem zügellosen Geist mit ihrer Liebe einen festen Halt zu geben?...

Das unter der kühlen Außenseite schwärmerische Herz des noch so jungen Mädchens sah da plötzlich eine große, schöne Aufgabe vor sich und mit der Wendung, die in ihrem Gefühlsleben vorging, schwand ihr starrer Widerstand gegen Wolf Starks Werbung.

Aber kaum hatte er sie das erste Mal in seine Arme genommen und wie ein Rasender geküßt, da brannte Thelia das Gewissen wie Feuer! Sie hatte keine Seligkeit dabei empfunden, wie sonst etwa eine Braut. Nur ein Gefühl der Beschämung, eine Demütigung ihres großen Stolzes blieb zurück. In ihrer Not wußte sich Thelia keinen Rat, als sich der Tante anzutrauen.

Aber auch die fand sich da nicht zurecht. Ihr frauliches Gefühl wollte zwar nichts wissen von einer solchen Verbindung, aber ihrer Herzengüte war Thelias Nachgeben aus so menschlich schönem Grunde durchaus verständlich. So lebten beide Frauen eine Woche fast in schwerem inneren Zweifel, als Wolf Stark sich durch seine hemmungslosen Wünsche selbst die Entscheidung schuf.

Die neue Tochter verließ eines Tages plötzlich ohne Abschied das Haus und schrieb von ihrem Heimatort an Frau de Ruyter, es sei ihr unmöglich gewesen, diese Sache persönlich zu erörtern; aber sie wäre ihrer selbst nicht mehr sicher gewesen vor den Liebesanträgen des jungen Herrn, der ihr sogar die Ehe versprochen hätte.

Nicht dumm genug, so etwas zu glauben, fühlte sie sich doch zu schade, als Spielzeug für Herrn de Ruyter zu dienen.

Diesen Brief gab Frau de Ruyter ihrer Nichte, die dann für ein paar Wochen zu entfernten Verwandten reiste. Währenddessen sagte Frau de Ruyter ihrem Neffen, was zu sagen war. Der leugnete alles. Als indessen Thelia heimkehrte, war zwischen ihr und dem Better von Liebe keine Rede mehr. Sie gingen kühl und förmlich nebeneinander her und dem Mädchen schlich das Bewußtsein nach, daß Wolf Starks einstige Passion sich in heimlich drohende Feindschaft gewandelt habe.

So war's ihr fast lieb, daß er nicht zugegen war in dieser schweren Stunde. Aber gerade, weil sie sich nicht mehr verstanden, hütete sie sich erst recht, irgendwie Ungünstiges über ihn zu sagen.

Nebenan war das Klappern der Instrumente verstummt. Die beiden Ärzte sprachen noch leise miteinander. Jetzt unterschied Thelia auch Minna, der Köchin, Stimme, die sich bemühte, ihren rauen Ton zu dämpfen.

Die Tür ging auf. Der Geheimrat und nach ihm der junge Arzt traten heraus.

Sie begrüßten den Amtsvoivöhrer, dann wandte sich der Professor an das junge Mädchen. Und Thelias Augen hingen in heißer Angst an seinem Munde.

Die Verletzungen seien nicht so schwer, als er anfanglich gesürchtet habe. Besonders läge eine Spaltung des Schädelbeins, die er annehmen zu müssen geglaubt hätte, nicht vor. So sei denn von einer augenblicklichen Lebensgefahr nicht zu sprechen; ob aber Frau de Ruyter jemals wieder zum vollen Bewußtsein ihrer selbst erwachen werde, das sei fraglich. Derartige Verletzungen des Großhirns hätten bedauerlicherweise oft die Vernichtung des Intellekts zur Folge. Vorläufig liege die Patientin in der Narose. Außerste Schonung und Ruhe sei geboten. Im übrigen werde er selbst von Berlin hör eine zuverlässige Pflegerin beordern, bei der Schwere des Falles erscheine das unerlässlich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Findling.

Von D. Feußner.

Es war am 2. Juni des vorigen Jahres in aller Gottesfrühe, noch ehe die erste Kerche an ihrem Trillerlied in den morgendlichen Himmel kletterte, als ich zwischen den aufgeschossenen Roggenfeldern lautlos vorwärts pirschte. Klatschenden Flügelschlags umgesetzte mich eine Nachschwalbe, ein Wachtelkönig schnarrte sein aartiges Rapsel-Lied, und vom nahen Moor zwitscherte ein Kiebitz, als sicheres Zeichen, daß dort schon etwas los sein mußte. Da vernahm ich von irgendwo einen haarsamen Tiepton, von dem ich bald wußte, daß er nur von einem ganz jungen Rebliko herührten konnte. Vorsichtig ging ich den Tönen nach, die, je näher ich kam, desto schriller lullten. Endlich war ich in unmittelbarer Nähe der Tieptöne angelangt. Hier wartete ich, bis die Nacht ihren Schleier etwas von den Gegenständen streifte. Als dieser Zeitpunkt gekommen, drang ich behutsam in den Roggenschlag ein, aus dessen Tiefe die Laute kamen.

Im allgemeinen vermeidet man es, sich den Kinderstuben des Wildes zu nähern, weil hierdurch die Jungen unnötig geängstigt und die Mütter durch die menschliche Witterung unter Umständen veranlaßt werden können, sie allzu lange zu meiden oder ganz und gar zu verlassen. Dann sind die hilflosen Geschöpfe dem Hungertode preisgegeben. Ich suchte auch nur deshalb der Sache auf den Grund zu geben, weil das Tiepen in seiner Intensität das gewöhnliche Maß überschritt: es war ein förmliches Hilfesuchen. Geleitet durch die schrillen Töne, stand ich bald vor einer großen Siele im Getreide, auf der ein starker Tierkörper lang ausgestreckt lag, und daneben stand ein winziges Geschöpf als Urheber der Tieplauten. Es war eine Rieke mit ihrem frischgeschlagenen Kiske. Anfangs glaubte ich, das Affe sei nur erschöpft und würde sich bald wieder erholen. Ein Betasten des Rebes belehrte mich aber darüber, daß die Todesstarre bereits eingetreten war. Um dem Kiske das Leben zu geben, hatte die Rieke das ihre lassen müssen. Was nun tun?

Wenn hier nicht billreich eingegriffen wurde, war in wenigen Stunden das Kitz verhungert oder die Beute irgend eines Räubers geworden. Dies wollte ich, sowohl von dem rein menschlichen als auch vom jägerischen Standpunkt aus zu verhindern suchen. Ich nahm deshalb das zierliche, gelbgetupfte Wesen auf den Arm und trat den Heimweg an. Da ich schon vierzehn Jahre in diesem Revier Jagdberechtigt war, also das denkbar beste Verhältnis zwischen mir und den einzelnen Besitzern bestand, fiel es mir nicht schwer, für meinen Findling einen geeigneten Pfleger zu gewinnen. Zunächst wurde dem Kitz eine Flasche lauwarmen und etwas verdünnten Kuhmilch gereicht, die es gierig nahm. Nach beendeter Mahlzeit brachte es den Lecker heraus und fuhr sich wohlig über das kleine Geäss, um den Milchbart zu be- seitigen, dann stellte ich das Geschlecht fest und konnte es als Böckchen ansprechen.

Ein besonders günstiger Zufall wollte es, daß der Landwirt im Besitz einer jungen Ziege war, die sehr spät gelammt und vor kurzer Zeit ihre Lämmer verloren hatte. Diese wurde als Pflegemutter ausersehen. Freilich wollte sie anfänglich von der Kindesunterschiebung nichts wissen und senkte stets, sobald sich das Kitz leise siepend ihr näherte, in feindlicher Absicht den mit Säbelhörnern bewaffneten Kopf. Und mehr als einmal machte das liebliche Tierchen, von roher Kraft geschleudert, eine kleine Lustreise, die ihm leicht hätte Schaden bringen können. Der dicke Strohbelag des Stalles schützte aber jede Fallbeschädigung aus, und die Hörner der bösen Stiefmutter waren so stark nach hinten und abwärts gebogen, daß ihre Spitzen das Tierchen nicht fassen konnten.

Die Ziege mußte also zunächst gezwungen werden, dem tierischen Pflegelind ihre Milch zu spenden. Später konnte aber jeglicher Zwang unterbleiben, denn das Muttertier aus der Sippe *Capra hircus* bot dem fremden Sprößling der Gattung *Cervus capreolus* gern und willig das nahrungsreiche Gejäge. Ja später, wenn das Böckchen mal auf eine Stunde die Enge des Stalles mit der Weite des Hofs verlaufen durfte und die Ziege im Stall zurückbleiben mußte, dann wurde sie ganz wild, zerrte energisch an ihrer Kette und mederte in den hämmelichen Tönen nach ihrem gelbgezupften Pseudokind.

Das Ernährungsproblem war hier also glänzend gelöst und die Aufzucht des Kitzen verursachte keinerlei Mühe mehr. Brächtig aedieb Hansel — so wurde das Böckchen genannt — und machte allen Haushbewohnern viel Freude. Seine kleine Welt war der Stall, seine große der einzugsreiche Hof. Einmal hatte er aber eine Rüde im Zaun gefunden, war hindurchgeschlüpft und nach dem kaum dreißig Schritt entfernten Wald getrollt, der hier eine Ede macht. Ganz verwundert äugte er um sich. Also war die Welt doch größer, als er bisher gewußt, und im Unterinstinkt regte sich etwas, das ein geheimes Sehnen nach Waldluft, nach ungebundener Freiheit wurde in ihm lebendig. Was sollte er tun? Wie Herkules am Scheideweg, so stand Hansel an der Waldlante und wußte nicht ein, nicht aus. Glücklicherweise war die Zeit aber schon so weit vorgeschritten, daß der Winter, dem Kalender zum Trok, den Goldherbst mit grauweichen Graupeln bewarf und mit messerscharfen Stürmen in feindlichster Absicht anstachte. Eben fuhr er gerade im Zwanzig-Sekundenmeter-Tempo um die Ede, zerrte den armen Hansel an den langen Lauschern, wühlte in seinem dichten silbergrauen Haar und wartete ihm einen ganzen Saat voll Schneegestöber in die braunen Füscher, daß ihm für Augenblicke Hören und Sehen verging. Pfui Deumel, wie ärztig und unfreundlich ist es draußen in der Welt, und wie mollig erscheint dagegen der enge Stall. Hansel hatte gewählt. Kurz entschlossen macht er kehrt, trollt zurück, schleift sich durch die Zaunläufe und verzichtet von nun ab endgültig auf die goldene Freiheit.

Nur ein einzigesmal hat er den Veracht bereut, und dies war an jenem Morgen, als ihm starke Arme ergripen und in eine enge Kiste spererten, die ihm fast jede Bewegungsmöglichkeit nahm. Was dann weiter mit ihm geschah, entzog sich seiner Kenntnis; denn die Guß- und Lustlöcher des Gefängnisses waren so klein, daß er seine Umgebung nicht beäugen konnte. Um so mehr vernahmen aber seine großen Lauscher: das war ein Poltern, Fauchen und Rattern, das ihm ans Hirn im Kopfe wurde; er befand sich mitten im Gebraus der großen Welt: der Herrschlag des Verfehrs schlug an seine Gehöre. Diana sei Dank, dauerte diese furchtbare, zermürbende Gefangenschaft nicht allzu lange; denn genau sechs Stunden nach der Einführung wurde er wieder freit. Als er um sich äugte, befand er sich in dem Gehege eines zoologischen Gartens, der nun seine eigentliche Heimat geworden ist. Hier wird er mit großer Liebe und Fürsorge gehabt und gepflegt, um klein und groß durch seinen Anblick und sein munteren Sprünge zu erfreuen.

Reise u. Verkehr

Schloßbeleuchtungen in Heidelberg. Die für den 20. Juni festgesetzte Schloßbeleuchtung wurde auf Samstag, den 19. Juni, verlegt. Die Schloßbeleuchtungen finden nun mehr, wie wir erfahren, am 2., 6. und 19. Juni, 1. und 4. Juli und 11. August statt.

Was auf Eisenbahnen gegessen wird. Der Speisewagen ist in der ganzen zivilisierten Welt zu einer selbstverständlichen Einrichtung geworden, die uns die Freuden einer guten Mahlzeit auf die Eisenbahn überträgt. Welche ungeheure Mengen von Nahrungsmitteln in diesen rollenden Restaurants verzehrt werden, davon macht man sich keine rechte Vorstellung, und es ist deshalb interessant, die Zusammenstellungen kennen zu lernen, die für die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten gemacht worden sind. Zwischen 40 und 50 Millionen Mahlzeiten werden jedes Jahr in den Speisewagen der wichtigsten amerikanischen Eisenbahnlinien verabreicht. Der Verbrauch von Rindfleisch allein beläuft sich auf 8 Millionen Pfund jährlich. Dazu sind mehr als 70 000 Stück Rindvieh notwendig. Wenn diese Herde zusammen transportiert werden sollte, dann müßten 3500 Viehwagen zu einem Zuge von über 60 Kilometer Länge zusammengestellt werden. Zu dem Rindfleisch kommen 2 Millionen Pfund Hammelfleisch, 1½ Millionen Pfund Lammfleisch und 4½ Millionen Pfund andere Fleischsorten. Mehr als 1 Million Hühner werden jedes Jahr in den Speisewagen verabreicht. Die jährliche Fleischrechnung beläuft sich auf 7 Millionen Dollar. An Fisch werden 4½ Millionen Pfund jährlich gebraucht. Die Gäste der amerikanischen Speisewagen beanspruchen 2 Millionen Pfund Käse und 500 000 Pfund Tee, die zusammen über 800 000 Dollar kosten. 2½ Millionen Pfund Butter werden mit mehr als 2½ Millionen Laiben Brot und 60 Millionen Stück Weißbrot serviert. Die Kosten für Brot und Butter allein belaufen sich auf 2½ Millionen Dollar. Apfel und Apfelsinen müssen von 4000 reichtragenden Bäumen geliefert werden. 3½ Millionen Apfelsinen und 1 Million Weintrauben erscheinen beim Nachtisch. Die Früchte kosten etwa 1½ Millionen Dollar. Als Zulpeise werden 16 Millionen Pfund Kartoffeln verabreicht. Für die 25 Millionen Eier, die den Hunger der Reisenden befriedigen, ist die anstrengte jährliche Legearbeit von 165 000 Hennen vonnöten. 3000 bis 4000 Kühe müssen Tag und Nacht ihre Milch spenden, um die mehr als 8 Millionen Liter Milch und Sahne zu liefern. Ein Bassin, das die gesamte Milchmenge aufnehmen wollte, müßte mehr als 200 000 Kubikfuß haben und würde einem modernen Riesendampfer, wie dem „Leviathan“, ermöglichen, in diesem Milchmeer zu schwimmen. 3½ Millionen Pfund Zucker verfüllen den Gästen der Speisewagen das Leben. Würde diese Zuckermenge in gewöhnlichen 1-Pfund-Packungen aufgestapelt werden, so ergäbe sich eine Mauer von 10 Fuß Höhe und 14 Kilometer Länge. Die 900 000 Liter Speiseeis, die jährlich serviert werden, würden ausreichen, um alle amerikanische Kinder im Alter von 5 bis 9 Jahren mit dieser Leiderei zu versorgen. An frischen Gemüsen und Beerenfrüchten werden viele Tonnen verarbeitet. Trotz dieser großen Umsätze aber werden die Speisewagen keine Erträge ab, denn die Verluste, die durch unbrauchbare gewordene Nahrungsmittel und durch zerbrochenes Geschirr entstehen, sind außerordentlich groß.

Radio und Rundfunk

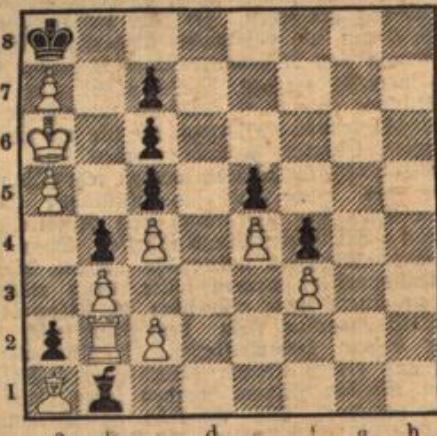
Rundfunkstörungen beseitigt. Es machen sich bekanntlich in Orten mit elektrischem Straßenbahnverkehr beim Rundfunkempfang höchst unangenehme Störungsgeräusche bemerkbar, die von den Stromabnehmern der Straßenbahn herführen, besonders dann, wenn Aluminiumschleifstücke verwendet werden. Versuche, durch Verwendung von Kohleschleifstücken Abhilfe zu schaffen, bringen aber andere Nachteile mit sich, wie Beschmutzen der Wagen und der Fahrgäste durch den abgeriebenen Koblenstaub. Dem Oberingenieur Molkenloß von der Lübecker Straßenbahn ist es nun gelungen, einen Schleifbügel besonderer Bauart herzustellen, der bei grober Einfachheit und Billigkeit alle bisher aufgetretenen Störungen beseitigt. Längere Versuche bei der Lübecker Straßenbahn haben die Vorsorge des neuen Stromabnehmers bewiesen, wie von der Reichstelegraphenverwaltung bestätigt wird. Die Herstellung und den Vertrieb dieser für alle Rundfunkfreunde höchst wichtigen Neuerung hat die Allgemeine Elektrizitätsgeellschaft Berlin übernommen.

Spiele und Rätsel

Schach

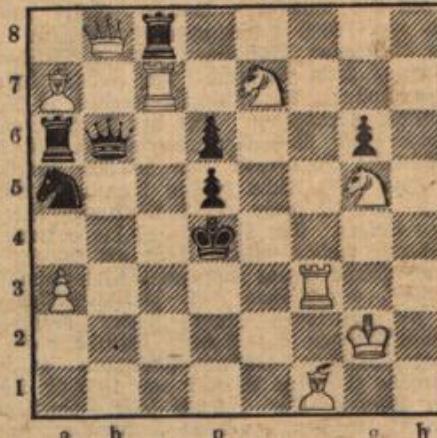
Bearbeitet von R. Wedesweller.

792. Fréd. Lazard-Paris.



Weiß: Ka6, Tb2, La1, Ba5, a7, b3, c2, c4, e4, f3.
Schwarz: Ka8, Lb1, Ba2, b4, e5, e6, c7, e5, f6.
Matt in 2 Doppelzügen.

793. H. Henning-Hamburg.



Weiß: Kg2, Db8, Tc7, f3, La7, ll, Se7, g5, Ba3.
Schwarz: Kd4, Db6, Ta6, e8, Sa5, Bd5, d6, g6.
Matt in 2 Zügen.

794. Dr. G. Kaiser.

Kh8, Db8, Tg6 h5, Le4, h2;
Kh1, Db2, Ta2, Ld8 h7, Bg2, g7.
Matt in 2 Zügen.

792. Doppelzug, d. h. zwei Züge derselben Partie nacheinander mit demselben oder mit verschiedenen Steinen. In dieser Aufgabe geschehen demnach 6 Züge, der letzte Zug von Weiß setzt Matt. Das „Funkschach“ dem diese Aufgabe entnommen ist, sagt mit Recht: „Leider steht die Schwierigkeit der Lösung in durchaus keinem Verhältnis zur Schwierigkeit der Konstruktion.“ Die Aufgabe ist wirklich sehr leicht, die Lösung recht erfreulich und nicht ohne Pointe. — 793 Kraftvoll im Aufbau und Lösung — 794 Erlaubt ist, was gefällt; mehr sei nicht verraten. Die eigenartige Aufgabe erhielt im Turnier des Sächs. Schachbundes eine ehrende Erwähnung.

Nr. 371. Partiestellung.

Weiß: G. Mohr; Schwarz: F. Bott.

Kel, Df7, Td1, h1, Sd2, g7, Ba3, b2, d4, e3, g2, h4
Kd8 Dd7 Tc2 h8, Lb5 e7, Ba6, b7, d5, e6, h6 — Schwarz

war am Zuge und es geschah: 1. . . . Tf8; (Lxh4 war auch sehr stark.) 2. Sxe6+, Dxe6! 3. DxD, Lxh4+; 4. Txh4, Tf1 - ; 5. Sxfl, Te2# Ein niedliches Epaulettmatt krönt die schöne Kombination.

Nr. 372. Partiestellung.

Weiß: G. Mohr; Schwarz: F. Bott.

Kh1, Dd5, Tf1, Sg6, Lh4, Ba2, e4, f5 g2, h3; Kg8, De3, Te8, f7, Lb6, Ba7, b7, c7, d6, g7, h6. Es geschah noch: 1. f6! (eine feine Falle, auf die Schwarz prompt hereinfällt.) Dxe4? 2. Se7+, Txex7; 3. fxe7 Schwarz gab auf — Man spielt also in Wiesbaden auch gutes Schach; allerdings gehören die beiden Spieler zu unseren stärksten; Herr Mohr trotz seiner 72.

Lösungen.

778. (Mit schw. Bc5) 1. Se6! 779. 1. Td7!! 780. 1. Lh4. 781. 1. Dc1, g1 D; 2. Sg5! # 782. 1. Td1, g×f3; 2. g4! f×e2; 3. Sxe4, exd1, 4. Sg3# 1. . . . e×f3; 2. Ta1, f×e2; 3. Sb1 (indisch) Sg5 4. Sd2# 783. (mit schw. Bd4, f5, g5) 1. Kg2, d3, 2. Dd1# 784. 1. Dc4, Kb5; 2. Dc4+ 3. Lb4#; 1. . . . b5; 2. D×b7; 3. Dc7# 785. 1. Tg3. — Löserliste: die Herren M. N., Joh. Scheurer; Jos. Schmitt Biebrich; L. Nickel, Schaffhausen, J. Gradstein, Kurgast J. Pf. (Ihrem Wunsche wird entsprochen); J. Helmich. — Zu Nr. 759 ist die Lösung doch wie zuerst angegeben 1. Tg4; unsere Löser bestätigen dies. — Zu Nr. 772 ist die Lösung 1. Tg3 (nicht Tf3).

Briefkasten: Herrn A. B.: Zu 771: Wenn nach 1. Df1 Schwarz h6 zieht, dann 2. Dbl und 3. Matt auf h7 oder D×L# — 772. 1. Tg3. — Zu Nr. 766 Ihre Lösung 1. Sc7+ 2. Le4; 3. Se8# ist auch richtig. Sie haben also eine Nebenlösung gefunden. Schlagzüge und Schachgebote im ersten Zuge widersprechen den Problemkunstgesetzen, kommen aber vor (siehe Nr. 794). Nicht nachlassen, man kann an dem Lösen schöner Schachprobleme seine stille und helle Freude haben — Herrn Paul Jung: Bravo. Sie haben die Zweizüger 786—791 alle richtig gelöst, als Erster; die Lösungen kamen schon mit der Montagspost. — Herrn U. in Geisenkirchen: Sie sehen, die Schachspalte macht schüchterne Versuche mit dem Märchenschach: zu einem Retropuzzle fehlt noch der Mut.

Rätsel

Silbenverschieberätsel.

Aus den nachstehenden Silben sind sieben Wörter zu bilden, welche bedeuten: 1. Laufvogel, 2. Deutscher Fuß, 3. Schlinglanze, 4. Maschinenteil, 5. Ruheplatz in der Wüste, 6. Waldgebirge im Elsaß, 7. Deutsche Fabrikstadt. Die Wörter sind so untereinanderzuschreiben und seitlich so zu verschieben, daß zwei nebeneinander liegende senkrechte Buchstabenreihen ein ernstes politisches Problem Englands benennen. a — du — e — es — feu — gen — il — kamm — ler — nan — o — rad — se — sen — wald — was.

Besuchskartenrätsel.

„Was ist der Herr?“

Erich Ketter

Koeln

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätselloslungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 125.

Rösselsprung-Rebus: „Das Leben ist ein Baum, dessen Frucht oft bitter ist. — Pyramiden-Rätsel: E, Ton, Thing, Antenne, Räbezahl.

Richtigste Lösungen sandten ein: Frau Hedwig Koester, Anton Guck, E. u. W. Fuchs, Erich Thiel, Albert Stöppier, sämtlich aus Wiesbaden.